

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 226

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Abklatsch mit drei Hopps

Kommen und gehen: Das war das Motto des letzten Saiten-Hefts vom Juli/August über das Appenzellerland. Jetzt ist auch auf der Saiten-Redaktion ein Kommen und Gehen: Andrea Kessler verlässt uns und die Ostschweiz nach drei Jahren und beginnt ein Lehrerinnenstudium an der PH Zürich. Ihre Nachfolgerin ist Corinne Riedener – Absolventin des Studiengangs Journalismus und Organisationskommunikation der ZHAW Winterthur und als Autorin bereits vielfältig auf den Saiten-Seiten aufgetaucht.

Wir lassen Andrea ungern gehen und heissen Corinne gern willkommen. Und halten es statt mit Lobreden lieber mit drei Fragen – samt einer vierten.

Was findest Du an Saiten gut beziehungsweise: Was müsste besser werden? Und am Rest der Welt?

Andrea: Die Freundinnen und Freunde von Saiten, ob schreibende oder lesende. Die find ich richtig, richtig gut. Ihre unbedingte Leidenschaft für dieses Projekt, das vor fast zwanzig Jahren startete und in St.Gallen immer lauter in den Köpfen polterte und immer mehr Küchentische eroberte. Jetzt wirds Zeit, dass Saiten auch in den Köpfen in Wattwil, Rapperswil und Kreuzlingen chröset. Der Rest der Welt kommt später dran.

Corinne: Das Saiten-Konzept trifft meinen Geschmack: Raum für längere Geschichten und dafür wenig Ackerland für Verlautbarungsjournalismus, mit einem reichen Fundus an Leuten, die mitschreiben und wertvolle Inputs bringen. Und natürlich der Kalender – unverzichtbar, das Ding. Schade ist, dass Saiten, wie viele andere auch, ständig knapp bei Kasse ist. Das macht es schwer, das brachliegende Potenzial – etwa im Online-Bereich oder für längere Recherchen – auszuschöpfen. Aber das ist für den Moment völlig okay. Dem Rest der Welt geht es schliesslich ähnlich: Praktisch alle sind mehr oder weniger pleite und das menschliche, intellektuelle und kreative Potenzial wird auch viel zu selten ausgeschöpft. Ausser es geht ums Reichwerden.

Magst Du St.Gallen? Und wenn ja: Warum bist Du Dir da so sicher? Oder zweifelst Du?

Andrea: Machmal kann St.Gallen eine fette Kreuzspinne sein, die in einem engmaschigen, klebrigen Netz hockt, das sich vom Schattenhang bis zum Sonnenhügel spannt. Ich mag die Orte, wo die Stadt unbefangen bleibt. Unter der Autobahnbrücke, im Zwischengeschoss des Bahnhofgebäudes, im Tatlimarkt in St.Fiden, im hintersten Winkel des Gründenmoos, an Tischen mit Freunden.

Corinne: Aufgewachsen bin ich in Untereggen, einem Bilderbuchdorf neben St.Gallen. Ähnlich wie Mörschwil, aber weniger vermögend. Beim ersten Trip ins grosse St.Gallen grüsste ich alle Leute auf der Strasse –

ländlicher Anstand halt... Im Gegensatz zu grösseren Städten wurde ich zwar amüsiert gemustert, doch auch erstaunlich oft zurückgegrüsst. Das mag ich an St.Gallen. Es ist ein Stadt-Land-Zwitter und mittlerweile mein Zuhause. Zweifel kommen mir nur manchmal, beispielsweise wenn einige finden, dass unsere Kulturszene ohne Geld und Räume auskomme. Oder wenn im Kantonsrat über irgendwelche sinnlosen Kopftuchverbote debattiert wird, wie es vermutlich demnächst der Fall sein wird.

Wo siehst Du Dich selber in fünf Jahren? Nicht kneifen!

Andrea: Weil ich gerne Heimweh nach fernen Orten habe, an denen ich fremd bleiben kann, seh ich mich in fünf Jahren kinderbuchschreibend in Nairobi. Wahrscheinlicher aber ist es, dass ich dann in Sichtweite der Aare weiterhin an meinem Leben bastle.

Corinne: Dann bin ich hoffentlich Teil einer eingeschworenen Saiten-Gang, die im Analogen und auch im Digitalen hintergründige, kritische und gerne auch kontroverse Texte liefert – und so eine alternative Stimme ist in unserer überschaubaren Ostschweizer Medienlandschaft. Privat sehe ich mich weniger mit Schürze und Schoppen, sondern weiterhin mit Stift und stürmischen Zeiten.

Und was muss endlich auch einmal noch gesagt sein?

Andrea: Grossmut, Leute, Grossmut!

Corinne: Alles Gute für dein Studium, liebe Andrea! Und glaub bloss nicht alles, was dir die Dozenten erzählen.



Corinne Riedener und Andrea Kessler



Feierabendgespräch – Persönlicher Blick auf den Master in Sozialer Arbeit

Ein Absolvent des Masters in Sozialer Arbeit und eine Masterstudentin berichten von ihren Erfahrungen im Studium und den Perspektiven, die ihnen der Master eröffnet.

Donnerstag, 3. Oktober 2013, 17.00 Uhr an der FHS St.Gallen
Rosenbergstrasse 59, 9000 St.Gallen

Weitere Informationen und Anmeldung unter: www.fhsg.ch/feierabendgesprach



www.fhsg.ch
FHO Fachhochschule Ostschweiz

LOK

GEFÜHRTER SONDERZUG SONNTAG, 6. OKTOBER UND 8. DEZEMBER 17 UHR

Die Schauspieler Dominik Käscke und Romeo Meyer (bekannt aus der Late Night Lok) führen Sie spielend durch die Lokremise. Historische Fakten mischen sich mit improvisierten Szenen aus der Entstehungszeit von 1911 bis heute. Reisen Sie mit und erleben Sie reale und fiktive Geschichten rund um die Lokremise und ihre Kulturräume.

Dauer: ca. 60 Minuten Eintritt: CHF 20.— _Anmeldung: Tel. 071 277 82 00 / info@lokremise.ch (max. 30 Personen)

www.lokremise.ch



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

Architektur, Gestaltung
und Bauingenieurwesen

Informationsveranstaltung und Ausstellung

**Masterstudiengänge Architektur und Bauingenieurwesen
Bachelorstudiengänge Architektur und Bauingenieurwesen**

Samstag, 5. Oktober 2013, 11.00 Uhr

Departement Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen
Halle 180, Tössfeldstrasse 11, 8400 Winterthur
www.archbau.zhaw.ch

Blickwinkel

Links, tami nei, rechts



Beifahrer Michi posaunt mir während des Höllenritts ins Ohr: «Links, rechts, scharf rechts, gerade aus, 300 Meter scharf links, tami nei, rechts!»

Ein Fehler und schon knallts! Die Kiste eiert in der siebten Kurve und bleibt am Nagelfluh hängen.

«Heilandsack Michi!», fahr ich ihn an und halte weiter am Steuer fest. Eine Rauchsäule steigt hoch. Ein Fotograf eilt herbei.

Ich steige aus und begutachte das Rennauto. Mein Rennauto! «Scheisse, scheisse, scheissss ...hilft nichts!»

Weder weitere Läufe noch eine Klassierung, denke ich. Michi hält sich die Rippe. «Gohts?» Er blickt mich

schmerzverzerrt an und stöhnt. Ich ziehe ihm den Helm ab. Er schreit laut. Eine Kuh schaut vom Acker herab und furzt. Na Bravo.

Tüta-tüta tönt es von weitem. Wird auch Zeit! Die Karre wird aufgeladen und Michi ins Spital gefahren, wo ihm ein Korsett mit Schlaufe angelegt wird.

Drei Stunden später stehen wir als Zuschauer vereint dort oben. Die Nachmittagssonne blendet. Die Fahrer jagen ihre beste Zeit.

Daniel Ammann fotografierte beim Bergrennen Hemberg (September 2012) und schrieb den Alptraum dazu.

Einspruch: Manuel Lehmann Gegen die Nulltoleranz

Als Kolumnist von Saiten und in meinem Buch *Meine kleine Grossstadt Winterthur* habe ich Winterthur gelobt wegen dem liberalen Geist. Selber während vielen Jahren aktiv als Kulturorganisator, empfand ich die Winterthurer Polizei immer als mit Augenmass handelnd. Wo niemand klagte, bestand nicht zwingend Handlungsbedarf. Ein gewisser Geist der Freiheit war Winterthur eigen. Wir wussten es zu schätzen.

Wenn ich aber davon höre, wie die Winterthurer Polizei diesen Sommer beim Kraftfeld auf dem Lagerplatz und beim Hako in der Steinberggasse agierte (wo ohne Kläger nun Freiheiten beschnitten werden, die während vielen Jahren gegolten haben) oder wie mit Lärmreklamationen am hellheiteren Tage bei der Badi Oberi umgegangen wurde («Machen Sie doch gescheiter keine solchen Anlässe mehr»), kommt bei mir das Gefühl auf, dass in Winterthur ein neuer Wind weht.

Woher dieser Gesinnungswandel kommt, kann ich nicht beurteilen. Ob es personelle Wechsel innerhalb des Korps sind oder mit der FDP-Stadträtin zu tun hat, die neu der Polizei vorsteht und einer Freikirche angehört? Oder unterwirft man sich schlicht dem Zeitgeist (die liberalen Neunziger liegen bereits weit zurück)? Ich weiss es nicht. Was ich aber weiss: So werden keine Probleme gelöst, sondern welche geschaffen. Wohin dies im Extremfall führen kann, lässt sich in Bern beobachten, wo ausgelöst durch die Profilierungsneurose eines CVP-Stadtrates nach der zweiten Tanzdich-frei-Demonstration und diversen Sachbeschädigungen die Situation ziemlich verkachelt ist. Oder in Basel, wo diesen Sommer sehr harte Polizeieinsätze an Kairo, New York oder Istanbul erinnerten.

In Winterthur redet die Polizei zwar davon, wie wichtig das richtige Augenmass ist. Ob die Betroffenen auch noch das Gefühl haben, dass die Winterthurer Polizei mit Augenmass agiert, ist zu bezweifeln. Auf jeden Fall bekommt Winterthur noch diesen September seinen eigenen Umzug mit Tanzmusik. *Toller Tanz gegen Nulltoleranz*. Und gegen eine teure und öde Stadt. Jawohl!

Selber frage ich mich, wie gut der Staat generell mit seinem Machtmonopol zurechtkommt. Und kann dem «NZZ»-Journalisten nur zustimmen, der geschrieben hat: Rücksicht, Offenheit und etwas mehr Bescheidenheit: «Man wünscht sie sich nicht nur von alkoholisierten Jugendlichen, renitenten Asylbewerbern und prügelnden Sportfans – sondern mitunter auch vom ganz normalen Bürger.» Nur dies kann die Grundlage eines angenehmen Miteinanders sein.

Manuel Lehmann, 1974, war Kulturorganisator (Kraftfeld, Afro-Pfingsten) und ist heute soziokultureller Animator und Mit-Initiant von «Danach-Allianz für unsere Zukunft».

Redeplatz

«Mit billigen Ausstellungen kommt man nicht weit»

Koni Bitterli über die Zukunft der Kunst in der Lokremise St.Gallen nach dem Sparbefehl des Kantons

«Nenn mich nicht Stadt!» betiteln Sie die neuste Ausstellung in der Lokremise – die erste, nachdem der Kantonsrat im Juni den Kredit für die Kunstzone halbiert hat. Der Titel tönt nach Protest, im Sinn von: Nenn mich nicht mehr Stadt...

Ich bin seit zwei Jahren mit der Konzeption beschäftigt, Ausstellungen brauchen eine lange Planung und eignen sich daher nicht als Kommentar zu tagespolitischen Vorgängen. Aber es ist schon ein sinnfälliger Zeitpunkt für eine Stadt-Ausstellung ausgerechnet an dem Ort, wo St.Gallen vielleicht am urbansten ist. Die Lokremise ist so etwas wie eine Stadt in der Stadt.

Was verliert diese Stadt, wenn statt 580'000 nur noch 290'000 Franken zur Verfügung stehen?

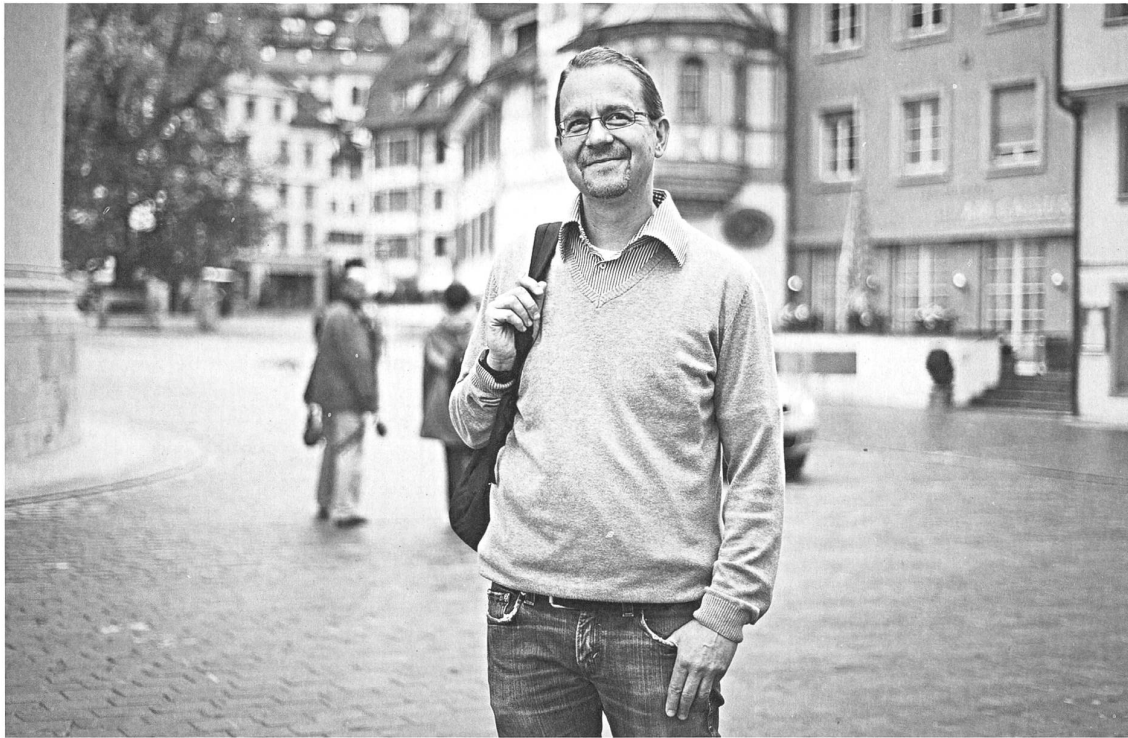
Vorweg: Die Abstimmung über die Lokremise liegt noch nicht lange zurück – und damals hat das Volk auch Ja gesagt zum Betriebskredit. Mit der Kürzung ist der Betrieb der Kunstzone akut gefährdet. Mit der Hälfte des Geldes kann man nicht einfach die Hälfte der Ausstellungen realisieren. Das ist für die ganze Lokremise ein Problem, denn die Kunstzone ist ab Mittag offen, während Kino und Theater klassische Abendbetriebe sind.

Warum weniger als die Hälfte?

Die Fixkosten bleiben: die Miete an die Stiftung Lokremise, Heizung, Infrastruktur, Unterhalt, Löhne. Diese Fixkosten betragen fast 200'000 Franken im Jahr. Mit 90'000 Franken lässt sich hier kein vernünftiges Programm mehr umsetzen. Man muss dazu wissen: Das Kunstmuseum arbeitet mit einer Leistungsvereinbarung der Stiftung. Darin steht, dass das Programm experimentell und interdisziplinär sein soll, dass es Bezug zum Ort hat und Werke für den Ort geschaffen werden. Hinzu kommt: Der Raum ist anspruchsvoll, er muss jedes Mal neu konzipiert werden, wie jetzt, wo wir im Kleinen eine Art Stadtstruktur nachbilden. Und jede Stellwand muss auf dem unebenen Boden geschiftet werden. Das alles hat seinen Preis.

Im dritten Sparpaket ist die Bildende Kunst insgesamt stärker betroffen als andere Sparten. Warum gerade die Kunst?

Mag sein, dass Bildende Kunst schwieriger zu vermitteln ist als zum Beispiel klassische Events. Die Kunstzone in der Lokremise ist ein Labor, hier geht es um Dinge, die in die Zukunft weisen. Das mag schwierig sein – aber wenn eine Gesellschaft Räume für kulturelle Experimentierfelder schliesst, dann verwehrt sie sich den Blick nach vorne.



Könnten andere Institutionen für das Kunstmuseum in die Bresche springen? Die Kunsthalle, Nextex, das Sitterwerk, sonstige?

Sie wären mit den gleichen Kosten konfrontiert. Und ein Jekami kann ich mir nicht vorstellen – das A und O einer solchen Institution ist, dass sie ein klares Profil und Programm hat. Nur dann wird sie auch überregional wahrgenommen. Mit «billigen» Ausstellungen und Gratisarbeit kommt man hier nicht weit – und für Stadt und Kanton wäre es ein ganz schlechtes Signal.

Wie geht es jetzt weiter?

Das Kunstmuseum hat einen Auftrag der Stiftung – wenn dafür das Geld fehlt, können wir den Auftrag nicht mehr erfüllen. Die Kürzung betrifft insofern in erster Linie die Stiftung Lokremise. Aber es laufen intensive Bemühungen, die Finanzierung anderweitig sicher zu stellen. Es gibt Lösungsansätze. In zwei, drei Monaten werden wir mehr wissen.

Springt die Stadt ein? Oder Private?

Die Stadt ist vom Sparpaket des Kantons überproportional betroffen. Und ob Private investieren, wo der Staat eben ausgestiegen ist, scheint mir eher unwahrscheinlich. Es wird allenfalls einen Mix von Lösungen geben. Denn was jetzt droht, will niemand. Die Lokremise ist fulminant gestartet, sie ist ein Riesenerfolg, und an ihr lässt sich Stadtentwicklung ablesen. Das ist es, was mich auch an der aktuellen Ausstellung interessiert.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel das Phänomen der Bahnhofrückseite. Hier wird Stadt neu definiert, und die Lokremise ist Teil dieser

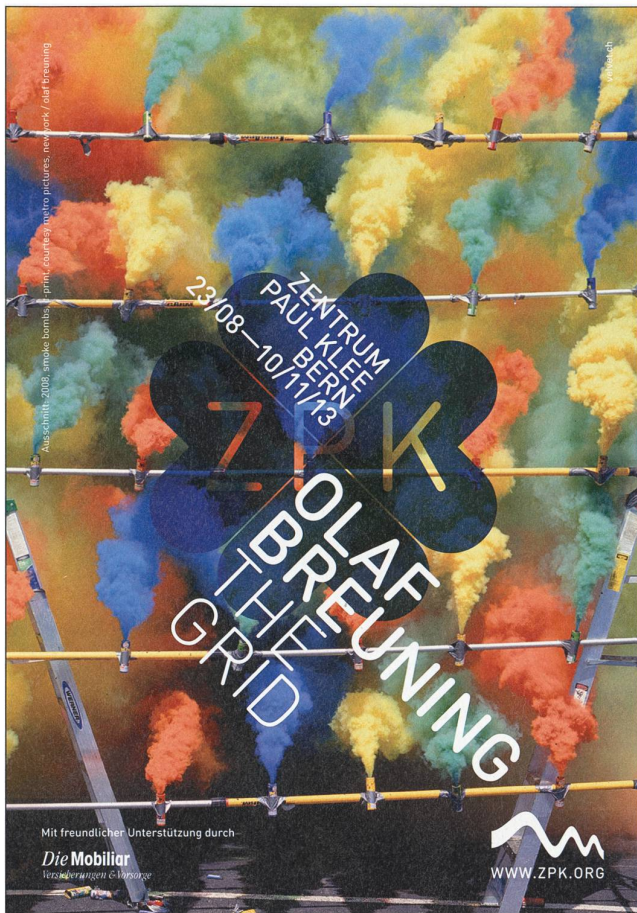
Entwicklung. Die Ausstellung will solche Prozesse zwar nicht illustrieren, sie stellt Kunstwerke mit ihrer ganz eigenen Stadt-Perspektive vor. Aber in den Debatten im Begleitprogramm geht es um die gesellschaftlichen und politischen Hintergründe: zu reflektieren, was in der Stadt und mit der Stadt passiert.

Was müsste passieren, damit St.Gallen städtischer würde?

Wenn wir die Hänge hochschauen, sehen wir – Landwirtschaft. Im Vergleich zu heutigen Megacities ist St.Gallen überschaubar und fast ländlich. Wir Schweizer sind ja irgendwie noch stark der bäuerlichen Kultur verhaftet, wie wenn wir ein Heimetli mit Umschwung bewirtschaften würden. Dabei ist die Realität die, dass sich von Brugg über Zürich bis Winterthur und St.Gallen ein einziger Metropolitanraum ausgebildet hat. Trotzdem denken und handeln wir noch immer kleinteilig – unser Denken müsste urbaner werden.

Koni Bitterli ist Kurator und stv. Direktor am Kunstmuseum St.Gallen. Die Ausstellung *Nenn mich nicht Stadt!* zeigt Werke von Franz Ackermann, Katalin Déer, Fischli-Weiss, Andrea Geyer, Norbert Möslang und anderen. Sie dauert bis 10. November.

Interview: Peter Surber
Bild: Tine Edel



SKM Studienzentrum
Kulturmanagement
Universität Basel

Wo Kultur Kultur bleibt –
und Management der Sache dient:
**Masterprogramm
Kulturmanagement**

Studiengang 2013–2015

Anmeldungen werden laufend entgegengenommen.

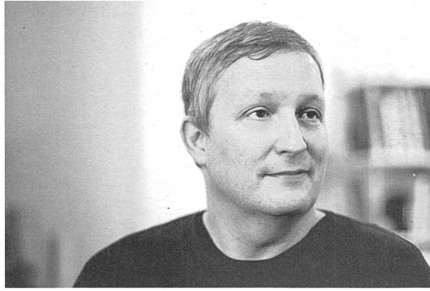
SKM, Rheinsprung 9, CH-4051 Basel, Schweiz
Telefon +41 (0)61 267 34 74

www.kulturmanagement.org



Stadtlärm

Haltungsturnen für den Stadtrat



Mitte August entschied der St.Galler Stadtrat, die Villa Wiesental im Schutzinventar zu belassen. Zuvor gab es eine Petition mit 5000 Unterschriften, das beste Wahlergebnis aller Parlamentarier für Gallus Hufenus und diverse Kunstaktionen.

Hat der Widerstand gewirkt?

Man könnte den Entscheid auch opportunistisch nennen. Der Stadtrat reagiert zwar auf den öffentlichen Druck, bietet aber keine Perspektiven für eine Lösung. Wohl in der Hoffnung, dass sich das Problem von selber löst. Das Generalunternehmen HRS kann seine Strategie weiterführen, die Villa verlottern lassen und behaupten, dass keine Interessenten zu finden sind.

Und alles beginnt von vorn.

Darüber müsste man sich nicht länger aufhalten, wenn sich solche Null-Entscheide nicht häufen würden: Der Stadtrat verschiebt heikle Themen, er stellt sich nicht, er zeigt keine Haltung.

Dabei ist man sozusagen unter sich.

Ein Beispiel dafür ist das Gezänk um die Tiefgarage am Marktplatz. Da gibt es einerseits den Volksentscheid und andererseits den Druck von Investoren. Entweder verärgert man die einen oder verliert an Glaubwürdigkeit. Was tun? Es entwickelt sich ein endloses Lavieren samt Kommunikationspannen: Eine Lösung zur Parkplatzfrage wird angekündigt, dann verrät die zuständige Stadträtin, dass alles bereits beschlossen ist.

Ein weiteres Beispiel sind die Poststellen. Der Stadtrat signalisiert sein Einverständnis, die Post gibt die Abbaupläne bekannt. Proteste werden laut. Plötzlich will der Stadtrat die Alternativ-Lösungen «zu gegebener Zeit und im Einzelfall» noch überprüfen.

Dann gibt es das Sparprogramm «Fit13plus». Es wurde unter anderem von PriceWaterhouseCoopers ausgearbeitet und liegt seit mindestens einem Jahr auf dem Tisch. Nur: Wie viel Geld soll eingespart werden? Welche Schwerpunkte werden gesetzt?

Niemand weiss es.

Der Effekt: Alle Projekte, die dem Stadtrat nicht passen, können abgewürgt werden. Wegen «Fit13plus». So geschah es mit den Plänen für die Gestaltung des Kulturplatzes. Fast jede Woche werden weitere Kürzungen bekannt. Die Strategie ist bequem: Das Sparprogramm bleibt der politischen Diskussion entzogen. Die sozialen Folgen sind nicht abschätzbar.

Die Opposition lässt es sich gefallen.

Und alles bleibt ruhig.

Andreas Kneubühler, 1963,

kommentiert monatlich die Stadtpolitik.

Good News

«Nebelspalter» im Aufwärtstrend

Das von vielen totgegläubte Schweizer Satiremagazin «Nebelspalter» erlebt einen für die Printmedien eher seltenen Frühling. Von einst 70'000 sackte das Humorblatt Mitte der Neunzigerjahre auf 7000 Exemplare ab. In den letzten Jahren hat sich der Trend aber deutlich ins Gegenteil verkehrt.

«Für den Nebi fliesst sehr viel Herzblut», sagt Chefredaktor Marco Ratschiller. «Wir sind zwar noch kein Renditeerzeugnis, können uns aber dank des Mäzenatentums der Engeli-Unternehmensgruppe gut halten.» Unter dem 39-jährigen Zeitgeschichtler, Autor und Karikaturist, der 2005 die Führung der Redaktion des «Nebelspalter» übernahm, ist das Blatt inzwischen wieder bei einer Druckauflage von 21'000 Exemplaren angelangt und hat 229'000 Leser pro Nummer. Für den Nebi arbeiten gegenwärtig 200 regelmässige Text- und Bildautoren. Unter den Textautoren finden sich bekannte Namen wie Franz Hohler, Lorenz Keiser, Peter Stamm, Linard Bardill, Pedro Lenz, Andreas Thiel, Simon Enzler und viele andere. Seit rund zehn Jahren darf sich der «Nebelspalter», der im 139. Jahrgang erscheint, gar als älteste noch erscheinende Satirezeitschrift der Welt bezeichnen, denn 2002 gab das dreissig Jahre früher gegründete englische Satiremagazin «Punch» seinen Geist auf.

Dem langjährigen Herausgeber des «Nebelspalter», dem Verlag Löpfe-Benz in Rorschach, wurden die Zukunftsaussichten für das Humorblatt zu unsicher. Er verkaufte den Titel 1996 an den Basler Friedrich Reinhardt Verlag. Diesem verleidete aber die Herausgabe schon nach zwei Jahren. Der Verlag kündigte an, mit dem Satireblatt nun endgültig Schluss zu machen. Das wiederum versetzte den Thurgauer Unternehmer Thomas Engeli, der den Nebi bereits aus Kindertagen kannte, in Wallung, und er gründete kurzerhand den Auffangverlag, der heute den «Nebelspalter» in Horn herausgibt.

Inzwischen ist vieles anders geworden. Das Blatt erscheint monatlich und nicht mehr wöchentlich. Einer der Vorgänger Ratschillers versuchte in den Neunzigerjahren, den jähen Popularitätsschwund des damals vor allem in Wartezimmern aufgelegten Magazins

mit dem Kopieren des deutschen Satiremagazin «Titanic» wettzumachen. Das ging total in die Hosen. Der Berufsverband der Schweizer Ärzteschaft FMH habe wegen des abrupten Stilwechsels an seine Mitglieder ein Schreiben gerichtet mit der Aufforderung, das Nebi-Abo zu kündigen, weil nur noch Blödsinn im Blatt stünde, erinnert sich Ratschiller. Die Kampagne habe rund die Hälfte der damaligen Abos gekostet. Laut dem aktuellen Nebi-Chefredaktor ist die Aggressivität und Schonungslosigkeit deutscher Satire nicht auf Schweizer Verhältnisse übertragbar. «Bei politischen Themen spielen bei uns der Konsens und die Vernehmlassungen eine grosse Rolle», sagt Ratschiller. «In Deutschland ist es einfacher, weil das politische Modell klarer ist. Es gibt eine Regierung und eine Opposition. Das schafft für die Satire mehr Direktheit und Akzeptanz für Aggressivität.»

Ratschillers erfolgreiche Blatt-Strategie ist feuilletonistisch geprägt. Er lässt nicht mit dem Zweihänder, sondern mit dem Florett fechten, und der unabwendbare Wandel in der Abonnentenstruktur wurde sehr subtil und nicht radikal angegangen. Das Blatt lebe jetzt von einem guten Mix aus Humor und Satire, sagt Ratschiller. «Für diesen Spagat gibt es keine absolute Lehre. Humor ist lieblich und Satire angriffig bis aggressiv. Es braucht starkes persönliches Empfinden, um die richtige Mischung zu finden», meint der Chefredaktor.

Harry Rosenbaum

Bad news

Kreuzlingen: Weg von der Lesernähe

Chefredaktoren der «Thurgauer Zeitung» nannten Kreuzlingen gerne die journalistische Kronregion des Kantons. Tatsächlich bietet sie viel. Zusammen mit Konstanz ist sie nicht nur demografisch, sondern auch politisch und kulturell interessant. Doch man biss sich an ihr schon früher die Zähne aus. Neben dem alteingesessenen lokalen «Thurgauer Volksfreund» gelesen zu werden, war für die TZ hartes Brot – bis sie das beliebte Käseblättchen endlich einverleiben konnte. Manche trauern ihm heute noch nach!

Das war vor gut zwölf Jahren und rief das «St.Galler Tagblatt» auf den Plan. Nach jahrelangem Werben um die

Thurgauer Titel des Verlegers Paul Ruckstuhl eröffnete es in Kreuzlingen eine neue Redaktion. Zwei Redaktionen zweier Tageszeitungen kämpften fortan täglich um die beste und aktuellste Geschichte und gegen zwei Gratisangebote, die zusammen dreimal pro Woche erschienen. Die TZ sass in den ehemaligen Räumen des «Volksfreunds» an der Peripherie der Stadt, das «Tagblatt» mit Standortvorteil im eleganten Büro hautnah beim Leser im Zentrum. Nach sechs Jahren gab es auf. Die TZ übernahm.

Dass die «Thurgauer Zeitung» zwischenzeitlich in die Hände der Tamedia geraten war und 2011 in jene des «Tagblatts», ist nicht Gegenstand dieser Geschichte. Hier geht es darum, dass jährlich eine halbe Million Franken eingespart, der lokale Gesamt-Seitenumfang reduziert, übers Ganze fünf Stellen abgebaut und per Ende Juni 2014 die Redaktion der «Kronregion» Kreuzlingen geschlossen werden müssen. Fortan soll sie durch die angestammte Crew von Weinfeldern aus bedient werden.

Ob das gut kommt? Reaktionen aus Kreuzlingen zufolge wohl eher nicht. «Bald nicht mehr lesenswert; schade, schade ...», kommentiert eine alteingesessene Leserin. Redaktionsleiter David Angst begründet die Massnahme mit dem erneuten Zusammensacken der Werbeeinnahmen und den hohen Kreuzlinger Mietausgaben im Vergleich zur Anzahl der dortigen Redaktoren und Abonnenten. Insgesamt sei zwar die Auflage nach anfänglich 43'000 beim Kauf durch die Tagblatt Medien AG mit heute rund 38'300 stabil, doch die Streudichte in Kreuzlingen sei mit weniger als dreissig Prozent Haushaltanteil tief. Es sei hier wegen der hohen Ausländerzahl von über fünfzig Prozent schwierig, neue Leser zu gewinnen. Zudem habe die Stadt wegen der Grenzlage wenig ländliches Umland, wo die TZ traditionell gut verankert sei. Aber David Angst beschwichtigt: Es seien schon früher Redaktionen in Romanshorn, Bischofszell oder Amriswil geschlossen worden. «Trotzdem berichten Redaktoren bis heute über diese Regionen.»

Die Crux ist: Leser wollen die Redaktion auch heute noch physisch betreten können. Regionalzeitungen leben vom Lokalen. Weinfeldern ist für die Kreuzlinger aber nicht lokal. Man muss über den Berg! Konsequenterweise, wenn auch offenbar nicht wirtschaftlich wäre: Statt mit einer Sonntagszeitung, auf die im

Thurgau nicht alle gewartet haben, wochentags vor Ort noch näher ran an den Speck! In die Stammbeizen, auf die Strasse, in die Schulen, an Kulturveranstaltungen und – lustvoll und kommunikativ Neues probierend – ins Internet!

Brigitta Hochuli

Openair Müll und Gewissen

Für Saiten war es ein Kommentar-Rekord («Generation Pavillon», 1. Juli), und auch sonst gab es nach dem diesjährigen Openair viele Berichte und noch mehr Online-Reaktionen. Grund: die Müllberge im Sittertobel. Die Abfallbilder gingen um die Schweiz und erregten viele Gemüter. Die einen benutzten die Gelegenheit, ihre schmutzigsten Vergleiche loszulassen, die anderen sahen den Augenblick gekommen, Selbstanklage zu üben.



Bild: Corinne Riedener

Dabei wäre in solchen Fällen nur eine Frage von kritischem Interesse: ob nämlich die Leute, die aufgeräumt haben, gut bezahlt wurden. Nach der Lektüre der gesammelten Müllempörung und mit einem rasch wieder sauber gemachten Gelände vor Augen kann man sich daher fragen: Wieso regt gerade ein für ein paar wenige Tage verschmutztes Gelände, zudem in einem ziemlich miesen und feuchten Tobel gelegen, so viele Leute zu kritischem Denken und zu Schuldgefühlen an? Was hat es auf sich mit dem kollektiven Gewissen, wenn es sich gerade hier so heftig meldet?

Man kann davon ausgehen, dass nichts in Wallung geraten kann, was nicht bereits innerlich installiert ist; zum Beispiel als sogenannte eigene Meinung. Und gerade auf dem Feld von Lust und Spass sind in den letzten Jahrzehnten grosse Veränderungen bei den Meinungen zu verzeichnen. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um den bekannten Dreischritt der modernen Spassimpera-

tive: 1. Spass haben ist Sünde. Wer über die Stränge haut, muss es büssen. 2. Amüsier dich und lass dich gehen, du brauchst dich um nichts zu kümmern als um dein Vergnügen. 3. Hab Spass, aber schau, dass das keine Folgen hat.

Der letzte Spassimperativ ist der heute vorherrschende. Er ist überall anzutreffen, vom Offizier, der den Rekruten denjenigen Soldaten als Vorbild empfiehlt, der am meisten säuft und als erster wieder auf den Beinen ist, bis zum Gipfel aller permissiven Repression, die im Slogan der Stadt Zürich ihren diabolischen Niederschlag gefunden hat: «Erlaubt ist was nicht stört.»

Jeder der drei Imperative bringt seine eigene Lustökonomie hervor. Dabei gibts die wirkliche Lust bei den ersten beiden als verbotenes Vergnügen. Während beim ersten die Lust aus der heimlichen Übertretung resultiert, wird beim zweiten die kindliche Weigerung, Verantwortung für sein Tun zu übernehmen, als lustvoll erfahren. Wo aber steckt die verbotene Lust beim dritten? Hier gibt es weder die Möglichkeit zur Übertretung noch jene zur Verantwortungslosigkeit. Übrig bleibt nur das kümmerliche Lüstchen, weder dem Vergnügungsbedürfnis noch dem Ruhe- und Ordnungsgebot etwas schuldig zu sein. Aber – und damit kehren wir zum Problem des Openair-Mülls zurück: Bringt nicht gerade die Erfahrung, arglos an etwas teilgenommen zu haben, das sich hinterher als schmutziges Spiel entpuppt, die Lust des Verbotenen wieder ins Spiel? Ich gehe ans Openair, ich räume meine Sachen anständig auf – und doch war ich dabei bei dieser grossen Sauerei. Ich fliege nach Afrika, bezahle die Dienstleistungen anständig – und doch war ich am selben Ort wie jene Skandaltouristen, deren Verhalten mir die Schamesröte ins Gesicht treibt. Ich gehe auf Kriegsreportage, nur um zu beschreiben – und doch kenne ich jetzt Leute, die echt getötet haben. Das heisst, die Lust, schuldlos beim Schuldhaften irgendwie dabei gewesen zu sein, ist hochmodern. Die Empörung zeigt, dass es um etwas Verbotenes geht. Und das Begehren, nicht mit drin zu hängen, verrät sich in der allzu schnellen Selbstkritik.

Es ist wohl nicht falsch, nebst dem neuen Lustprogramm auch ein neues Geschäftsmodell im Eventmarketing zu vermuten, bei dem es zum Kauf- und Konsumerlebnis gratis noch eine

Schweineerei, die Kritik und ein schlechtes Gewissen obendrein gibt.

Die Empörung über zu viel Abfall war schon immer ein Standardangebot im Supermarkt der Kulturkritik. An der grossen Empörung nach dem Openair kann man aber zusätzlich ablesen, wie diese sich zur Lustökonomie moderner Eventangebote hinzugesellt. Der Event ist nicht fertig mit seinem Ende. Er geht weiter: mit dem Hochladen der Fötelis auf Facebook und wahlweise auch mit der nachträglichen und ganz persönlichen Skandalisierung.

Rolf Bossart

Neuchlen-Anschwilen Damals im Widerstand

1993, war da nicht noch etwas? Doch: 6. Juni, nationale Abstimmung über die Initiative «40 Waffenplätze sind genug – Umweltschutz auch beim Militär». Das (knappe) Nein zur Initiative war zugleich das Ja zum Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen, oberhalb Gossau, hinter dem Walterzoo. 20 Jahre danach ist es ruhig geblieben um das Jubiläum – jetzt aber lädt eine gewisse Rosa Anschwili herzlich ein zum Erinnerungsanlass, genau: «auf die Kreuzung am Sonntag 8. September, 10 Uhr, zum grossen Neuchlen-Picknick & Arna-Gona-AktivistInnen-Treffen».

Erinnern lohnt sich: Was 1990 mit ersten Protesten gegen die Baubewilligung für die neue Kaserne begann und sich zur nationalen Unter-

schriftensammlung und Kampagne auswuchs, war die bisher letzte grosse Widerstandsbewegung in unserer Region. Gewaltfrei und einfallsreich (auf dem Bild: Aktivistinnen versuchen 1990 die ersten Bagger aufzuhalten), kreativ und anarchisch. Aber auch gfürchtig – die Bilder von Stacheldrahtverhau und Protectas-Bewachung mit scharfen Hunden erinnern an DDR-Verhältnisse. Gaston Isoz hat die Geschehnisse im Fotoband *Wir bleiben, bis ihr geht!*, 1992 im Labyrinth-Verlag Trogen, dokumentiert, daneben erschien auch das Buch *Feuer in Neuchlen* (Woz-Verlag).

Es erschien aber auch die «Trumpf Buur Zitig». Im Mai 1990 nahmen sich die neuen Herausgeber die Übeltäter der Arna (Aktionsgruppe zur Rettung von Neuchlen-Anschwilen) und der Gona (Gewaltlose Opposition Neuchlen-Anschwilen) zur Brust: Präsident Konrad Hummler mahnte an, dass dem illegalen Widerstand auf Neuchlen «so ziemlich alle Voraussetzungen nach klassischer Lehre des Widerstandsrechts» fehlten – und die sich breitmachende lasche Interpretation dieses Rechts «etwas Totalitär-Terroristisches» in sich habe. Und der neue Chefredaktor Peter Weigelt witterte seinerseits gleich überall «totalitäre Tendenzen»: im «ökosozialistischen Fanatismus» der Rot-Grünen, in der «Emanzenbewegung» und bei den «Friedensbewegten». Lange her...

Peter Surber



Bild: Gaston Isoz